

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 11

Artikel: Die alte Öhlmühle
Autor: Schips, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668135>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ist dieser alte Mann, bei aller Hinfälligkeit, nicht ein rührendes Symbol des wachsenden und immer wieder hoffenden Menschen? Gewiss, er tut das für ihn Nächstliegende: er bürstet einen alten Anzug aus. Sicher will er bald über Land zu einem «Vetter in Dingsda» womöglich, oder auch zu der Hochzeit einer Nichte; aber ich bin sicher, dass er mit einem Leberblümchen am Knopfloch oder einem Lattichblatt am Hutrand zurückkommt.

Diesen März, diesen blauweissen März. März des Tauwetters und der Graupeln, März der letzten Fröste, März der Meisen und der Spatzen, März des Lichtes, des goldenen Lichtes, das sich in einem hundsgewöhnlichen Tümpel so jäh offenbaren kann, dass Dir die Seele so stark wie das Auge brennt, diesen März kann man nur in unserm Klima und am innigsten, scheint mir, am Rande unserer Städte erfahren.

Ich bin sicher, dass Du in Deinem Kontor in der heissen syrischen Stadt nach diesem März ein wenig Heimweh hast. Die Dinge bekommen erst ihren vollen Wert, wenn sie halb oder ganz entschwinden. Und vielleicht haben wir diesem Schwinden und Wiederkommen der Jahreszeiten, der Wolken, Vögel und Blumen die erlesene Schar

jener zu verdanken, die im Wort diese köstlichen geister- und geisthaften Augenblicke festgehalten haben. Allein dieser eine Satz, wie vermochte er Dich einst zu entzücken:

Horch, von fern ein leiser Harfenton ...

Erinnerst Du Dich? Ja, scheu, unentschlossen, kindlich-unverständlich und kindlich-zärtlich ist diese Zeit, die sich so bald in die Pubertäts-Ausbrüche und koboldischen Neckereien des April verwandelt!

Und wieder will ich glauben, so wie einst, dass nach allen Verzweiflungen, Aengsten und Verücktheiten das Helle über das Dunkel, die Lichtfarben des Phöbus über die Finsternis der Hölle siegen. Ist uns nicht immer wieder ein Anfang gegeben mit jedem März, und haben wir nicht die tiefe Pflicht, diesen Anfang zu ergreifen und ihn in neuerlichem Wagen und Kämpfen hinaufzuläutern in ein Leben, das stärker im inneren als im äusseren Licht gelebt zu werden verdient?

In diesem Sinne grüsst Dich — schreibend in der Märzsonne mit klammen Fingern, aber recht heiteren Sinns, auf der Terrasse, auf deren grünen Tisch soeben eine freundliche Hand ein Büschel Schneeglöckchen niederlegte —

Dein Eduard H. Steenken

DIE ALTE ÖHLMÜHLE

Wenn es bei uns immer noch kalt ist, werden jenseits der Alpen, im sonnigen Italien bereits die früchteschweren Olivenbäume von kräftigen, mit Stöcken bewehrten Männerarmen geschüttelt und lassen willig einen reichen Segen von kleinen, pechscharzen Oliven herunterprasseln, die von alten Frauen und jungen Mädchen emsig gesammelt und dann in grossen Flechtkörben auf dem Kopfe zu der alten Oelmühle getragen werden.

Fragt mich nicht, wie so eine Oelmühle aussehe; denn sie sieht aus wie eine andere Mühle, nur dass statt Korn eben Oliven gemahlen werden, mitsamt den harten Kernen, tutti quanti! Und so wie die Köpfe der Menschen oft leer mahlen, weil das Alte längst zerrieben ist und etwas Neues nicht hinzukommt, so mahlt auch meine alte Oelmühle oft leer und klappert dann doppelt so laut. Der Müller hört das ungerne, und so erzählte er mir

denn, während er auf eine neue Ladung Oliven wartete und unterdessen das völlig ausgepresste Olivenmus in die Steingrube hinausschaufelte, die Geschichte seines Dörfchens Credeniente.

Credeniente liegt in den Abruzzen; das weiss nicht jeder; dafür ist allgemein bekannt, wie ein rechter, italienischer Pfarrer aussieht. Genau so, nur noch viel sympathischer und vielleicht auch eine Spur wohlbeleibter war der Reverendo, von dem diese Geschichte erzählt. Der Mann lebte vor hundert Jahren und hatte einen guten Einfall. «Es ist ein rechter Jammer», sagte nämlich der gute Pfarrer eines Tages zu sich, «dass die Menschenkinder, für deren Seelen ich dem lieben Gott gegenüber verantwortlich bin, wohl recht fleissig zu mir in die Beichte kommen, aber hinterher wieder froh und heiter drauflossündigen, als ob Dantes Schilderung der Hölle sie ungefähr soviel angehe

wie ein Luxushotel-Prospekt aus Rom. Und warum bessern sich meine Schäfchen nicht? — Perbacco, ganz einfach, weil sie ihre Sünden viel zu schnell wieder vergessen und weil einer dem andern auf dem Nachhauseweg ja nicht ansieht, was für ein Sündenpaket er in meinem Kirchlein zurückgelassen hat. — Wie wär's aber», — so dachte er weiter — «wenn ich den guten Leuten als Sühne auferlegen würde, für jede besonders festverwurzelte, ausgewachsene Sünde einen jungen, unausgewachsenen Olivenbaum in ihren Acker zu pflanzen? Abgesehen davon, dass so ein Olivenbaum ein wahres Beispiel der Selbstlosigkeit ist, so muss doch auch der Anblick eines solchen Oelbaumes, jedem Sünder das begangene Unrecht heilsam wieder in Erinnerung rufen. Und endlich — ich sehe nicht ein, warum in Credeniente so wenig Olivenbäume vorhanden sein sollen!»

Gesagt, getan — oder besser: ausgedacht, befohlen — und deshalb gibt es heute, erzählte mir der Müller, in ganz Italien nirgends mehr und stattlichere Oelbäume als in Credeniente und damit auch kein schmuckeres und reicheres Dörfchen in den Abruzzen.

«Aber», so sagte der Müller, «diese Geschichte erzähle ich nur dann, wenn ich das leere Klappern meiner Oelmühle nicht hören will. Und nun werden Sie die Geschichte natürlich weiterplaudern, und dann wird man die Frage an Sie richten, wie viele Oelbäume denn der selige Reverendo wohl selbst in seinem Garten gehabt habe. Aber das können Sie selber herausfinden, denn ich sehe, dass man neue Oliven bringt.»

Ja, so hat er mich entlassen, der alte Müller in der alten Oelmühle. Natürlich bin ich auf dem Rückweg beim Pfarrgarten vorbeigegangen, wo ich sah, dass der gute Reverendo keinen einzigen Oelbaum hat pflanzen müssen. Da er sich selber wohl am besten kannte, wird das auch seine Berechtigung haben. Statt dessen blühten in seinem Garten die Mimosabäume, und zwar so leuchtendgelb gegen den violettblauen Abendhimmel, und dazu so reichlich und so dicht, dass sich unmöglich mehr ein wohlbeleibter Reverendo dazwischen hätte durchbewegen können. Folglich muss sein Amtsnachfolger in Credeniente schlanker gewesen sein.

Martin Schips

DER SCHIMMELREITER

Noch stehen wir unter dem Eindruck der schrecklichen Katastrophe, die Holland, England und Belgien heimgesucht hat. Tatsachenberichte und Bildreportagen haben versucht, uns das grauenvolle Geschehen begreiflich zu machen. Und fast unablässig sandte der Radio seine SOS-Rufe in den Aether hinaus. Aber es ist schon so, wie Werner Hausmann sagte: nur wer mit eigenen Augen die Zerstörungen und die Not gesehen hat, kann wirklich ermessen, was entfesselte Naturkräfte anrichten können.

Sagen, Märchen, Ueberlieferungen und genaue Berichte belehren uns, dass solche Ereignisse seit jeher vorgekommen sind. Seltsam ist nur, dass dieselben Elemente, die wir uns durch unsere fortgeschrittene Technik dienstbar machen, die wir bezwungen glaubten, plötzlich wieder ihre Fesseln sprengen und über uns herfallen.

Oft gibt die künstlerische Schilderung ein packenderes Bild der wirklichen Verhältnisse als die nüchterne Darstellung der nackten Tatsachen; denn dem Dichter, dem Maler ist es vor allem gegeben, das Wesentliche ans Licht zu bringen. Deshalb möchten wir im folgenden Theodor Storm das Wort geben, der in seinem

«SCHIMMELREITER»

den Kampf der friesischen Bauern gegen das Meer schildert.

Es war im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, an einem Oktobernachmittag — so begann der damalige Erzähler —, als ich bei starkem Unwetter auf einem nordfriesischen Deich entlang ritt. Zur Linken hatte ich jetzt schon seit über einer Stunde die öde, bereits von allem Vieh geleerte Marsch, zur Rechten, und zwar in unbehaglichster Nähe, das Wattenmeer der Nordsee; zwar sollte man vom Deiche aus auf Halligen und Inseln sehen können; aber ich sah nichts als die gelbbraunen Wellen, die unaufhörlich wie mit Wutgebrüll an den Deich hinaufschlugen und mitunter mich und das Pferd mit schmutzigem Schaum bespritzten; dahinter wüste Dämmerung, die Himmel und Erde nicht unterscheiden liess; denn auch der halbe Mond, der jetzt in der Höhe stand, war meist von treibendem Wolkendunkel überzogen. Es war eiskalt; meine verklommenen (vor Kälte erstarrt) Hände konnten kaum den Zügel halten, und ich verdachte es nicht den Krähen und Möwen, die sich fortwährend krächzend und gackernd